IZPP Φ INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE UND PSYCHOSOMATIK
Erstes offenes E-Journal für fächerübergreifende Theoriebildung in Philosophie und Psychosomatik sowie ihren Grenzgebieten
Herausgeber: Wolfgang Eirund und Joachim Heil
ISSN: 1869-6880

Filmbetrachtung: Blade Runner 2049

Norbert Mink

Zu gern wüsste man, ob der Androide K, der in der Eingangsszene des Films „Blade Runner 2049“ schlafend auf dem Weg zu einem seiner Aufträge über wüstes Land fliegt, von elektrischen Schafen träumt.
„Do androids dream of electric sheep?“ – mit dieser titelgebenden Frage brachte vor einem halben Jahrhundert Philipp K. Dick provokant das Sujet seiner Science-Fiction-Erzählung auf den Punkt: ob nämlich menschenähnliche Maschinen bei aller hoch entwickelten künstlichen Intelligenz fähig sein könnten, sich selbst träumend zu erleben.

Gefragt wird also danach, ob wohl in einem – dem menschlichen Körper kunstfertig nachgebildeten – Replikat ohne weiteres auch eine selbstreflexive Vorstellung der eigenen Existenz zu erwarten sei. Die Fragestellung so zu konzipieren bedeutet implizit, noch in ferner Zukunft die Auffassung der menschlichen Natur und entsprechend die einer Computer-Intelligenz im cartesianischen Sinn aufzuspalten in „res cogitans“ und „res extensa“, in eine geistige und in eine distinkte körperliche Substanz. Nach wie vor begründet diese Aufspaltung ein Machtverhältnis: sie legitimiert einerseits das Primat der Gedanken über die Materie oder aber die terminale Macht der sterblichen Hülle über den Geist – jedoch auch die Macht der Menschen über ihre Geschöpfe, die Computer und Replikanten.

So linientreu auf Descartes' Spuren wandelnd, kann es nicht erstaunen, dass der menschliche Wächter im Brennpunkt der Frage nach K's Selbstreflexionsfähigkeit auf den homophonen Namen Deckard – mit Vornamen Rick statt René – hört. Seine Funktion als „Blade Runner“ – eine Art Spezialpolizist mit der Lizenz zum Töten – ist es, die cartesianische Aufspaltung aus Machtgründen mit allen Mitteln zu verteidigen.

In der ersten filmischen Adaptation des Stoffes 1982 durch Ridley Scott war der Substanzdualismus dadurch bedroht, dass eine Gruppe von Replikanten den Hiatus schließen wollte, indem sie für ihren selbstbewussten Geist um einen ebenso perfekten Körper – dessen Lebensdauer zu ihrer Unzufriedenheit bauartbedingt auf vier Jahre begrenzt war – als passenden Behälter kämpften. Dies lässt sich als die einfache Versuchsanordnung verstehen: das „Ding, das denkt“ (Descartes) versucht, seine untergeordnete materielle Natur geistig zu erfassen mit dem Ziel, sie zu beherrschen und sie dann nach seiner Vorstellung zu gestalten. Gerade diese utilitaristische Rationalisierung des Körpers jedoch als nur äußerlicher Behälter ist schon im Ansatz antiemanzipatorisch. Sie lässt den Körper eine bestenfalls länger funktionierende Maschine bleiben, die zwar fein beherrscht, jedoch nicht individuell belebt wird. Solche massengefertigten Replikanten – dinghaft bezeichnet nach Versionsnummern – lassen sich vom „Blade Runner“ leicht folgenlos auslöschen.

Weitaus komplexer ist die umgekehrte Konstellation, die nun Denis Villeneuve als Ausgangslage für seinen Film „Blade Runner 2049“ wählt. Hier sucht der synthetische Kunst-Körper nach einer individuellen Beseelung und kämpft so systemgefährdend dafür, aus seiner undifferenzierten Verlinkung individuell als Subjekt herauszutreten.

Zu Beginn der Handlung folgt K, benannt als Abkürzung seiner Seriennummer, fremdbestimmt und mitleidslos seiner Aufgabe: 30 Jahre nach der Handlung des Vorläufer-Films wurde die gefahrvolle Tätigkeit eines Blade Runners selbst konsequenterweise an Replikanten delegiert. K ist Körper und der Körper ist nichts als ein Werkzeug, das funktional eingesetzt und nach Blessuren umstandslos wieder zusammengeklebt wird. Seine anspruchslose Bleibe teilt K – der sich später im Rahmen seiner fragmentarischen Initiation als Subjekt Joe nennen lässt – mit Joi, einem sich bei Bedarf in 3D-Projektion manifestierenden Unterhaltungsprogramm.

Obwohl im vorprogrammierten Aktionsraum in Rufweite, können beide nichts von der Existenzweise des jeweils anderen spüren. Zwar scheinen sie die Anwesenheit eines Gegenübers durchaus wohlgefällig zur Kenntnis zu nehmen – zu einem wechselseitigen Verständnis jedoch fehlt beiden das „Bewusstsein-ihrer-selbst“ als jeweils originärer Bezugspunkt. Es mangelt ihnen an einer Repräsentanz ihrer eigenen Subjekthaftigkeit, auf die sie sich als Subjekt ebenso selbst beziehen könnten, wie sie erleben, dass sich andere darauf beziehen.

K weiß darum, dass ihm ein solch zentraler Bezugspunkt fehlt: ihm wurden schematische Vorstellungen von sich selbst und konfektionierte Erinnerungen bei der Herstellung einprogrammiert und diese Artefakte können ihm nicht eigen sein. Eine solche Basisausstattung mag zur Orientierung im sozialen Raum zur Erledigung umschriebener Aufträge genügen, doch verhindert die resultierende initiale Entfremdung, dass sich trotz aller weiteren Erfahrungen ein autonomieförderndes „Bewusstsein-seiner-selbst“ entwickeln kann.

Tatsächlich ist die Entwicklung einer verlässlichen Selbstrepräsentanz auch in der menschlichen Ontogenese ein störanfälliges Unterfangen. Gegen Ende des ersten Lebensjahres gelingt es dem Kleinkind bei günstigem Verlauf zunehmend verspürbar in den Interaktionen mit den Eltern, z.B. beim gemeinsamen Spielen, sich eines Auch-beteiligt-Seins des Gegenübers gewahr zu werden. Und so beginnt es damit, seine eigene intentionale Aufmerksamkeit mit der intentionalen Aufmerksamkeit des Erwachsenen parallel zu erleben: es beginnt zu „mentalsieren“. In solchen Szenen, in denen die Beteiligten sich wechselseitig der Aufmerksamkeit des anderen bewusstwerden, spürt das Kind in der erlebten Differenzerfahrung „als wer“ es selbst vom Gegenüber gesehen und gemeint wird – und das gibt seinem inneren Bild vom eigenen Selbst Kontur. Das Facette um Facette erworbene „Bewusstsein-seiner-selbst“ ist stets ein identifikatorisch geteiltes Wissen, dessen reiner Informationsgehalt ohne die Einbettung in die Beziehung folgenlos bliebe. Dass ein Wissen um die eigene Person von Anbeginn an mit dem Vorwissen der anderen verlinkt ist, macht aus dem vorgeblich eindeutigen cartesianischen „cogito“ ein immer zweifelhaftes „cogitamus“, ein Denken also, das seine Eigenständigkeit nie *sui generis*, sondern stets erst aus dem hermeneutischen Diskurs mit dem Vorgedachten entwickeln kann. Wird diese Auseinandersetzung nicht kontinuierlich geführt – sowohl mit der transgenerationalen Historie als auch mit den Eindrücken aus der individuellen Vergangenheit –, dann verlieren wir uns als selbstbewusste Akteure in der Gegenwart aus dem Blick.

Im Licht dieser Betrachtung wirkt die Hoffnung mancher KI-Forscher, ihre potenter werdenden Programme könnten ein „Bewusstsein-ihrer-selbst“ emergent, aus sich selbst heraus entwickeln, naiv: soziale Erfahrungen, die empathisch vermittelt werden müssen und nicht durch abstrakte Informationsaufnahme gelernt werden können, lassen sich nicht belastbar einprogrammieren. Hier können wir getrost unserem Film folgen: auch 2049 noch werden Androiden hochentwickelte und nützliche Werkzeuge bleiben, die ohne die Fähigkeit zur Selbstreflexion ihren Aufgaben nachgehen und deren Bezug zu ihrer Umwelt sich funktional verlinkt statt empathisch bezogen gestaltet. Auch wenn Menschen aus eigener sozialer Bedürftigkeit heraus – wie K’s

Vorgesetzte – bisweilen hoffen mögen, mehr in ihrem dinglichen Gegenüber zu finden …

Als sich im Gang der Filmgeschichte andeutet, dass eine seiner synthetischen Erinnerungen vielleicht doch ein reales Erlebnis aus „seiner“ Kindheit widerspiegeln könnte, initiiert dies bei K eine fragmentarische Ahnung von Subjekthaftigkeit – er könnte jemand oder „Joe“ sein, dem dies damals widerfahren sei –, doch wo es kein Gespür vom eigenen Selbst geben darf, mangelt es auch den Erinnerungen an konstanter Meinhaftigkeit.

So scheitert K’s verzweifelter Versuch, den von Descartes postulierten Substanzdualismus zu überwinden tragisch – K’s Erinnerung erweist sich als ihm fremd und der Algorithmus Joi wird ohne Backupmöglichkeit gelöscht. Die Kamera von Roger Deakins findet beeindruckende Bilder für den so entstehenden inneren Zustand der entseelten Leere. Immer wieder fliegt sie über wüste Landschaften, übersät mit den grandiosen Überresten jetzt bedeutungsloser Erinnerungen oder konfrontiert den Betrachter mit einer Überfülle raffinierter Kulturleistungen, die in sinnloser Wiederholung längst selbst zu Replikaten geworden sind. An diesen Stellen lässt sich der Film lesen als kritischer Kommentar zum Zustand unserer aktuellen Kultur. Als Kritik an einer Zivilisation also, die eine diskursive Auseinandersetzung mit historischen Widersprüchen längst aufgegeben hat zugunsten einer Grenzen tabuisierenden Vernetzung und Verlinkung auch disparater Teilaspekte. Es wird so ein kritikloses Mehr an Kombinationsmöglichkeiten produziert, an Koalitionspartnern oder an Replikanten – eigenständige, eine Entwicklung vorantreibende Ideen finden hier keinen Nährboden mehr.

Leider will der Film dem Zuschauer ein solch nachdenklich stimmendes Ende wohl nicht zumuten: das letzte Drittel der Handlung erschöpft sich in stereotyper, austauschbarer – letztlich: replikanter – Action. Dieser bedauerliche Wechsel des Themas mag auch den Produktionsbedingungen geschuldet sein: Regisseur Denis Villeneuve, der in seinen bisherigen Arbeiten (Sicario, Arrival) durchaus den Mut zeigte, seine Gedanken zu Ende zu erzählen, wurde hier ja in das Prokrustesbett eingezwängt, einerseits die begonnene „Kult“-Geschichte von Ridley Scott fortzuerzählen und andererseits den Grundstock zu legen für – wahrscheinlich – geplante weitere Replikate des Plots.

Um kurz auf die Eingangsfrage zurückzukommen: kann schon sein, dass Androiden von elektrischen Schafen träumen. Aber da sie sich ja – auch als Träumer – ihrer selbst nicht bewusst sein können, wären sie nicht imstande, uns davon zu berichten: sie wüssten es einfach nicht.

Zum Autor

Dr. med. Norbert Mink, Weilstr. 8, 65183 Wiesbaden
niedergelassener Psychoanalytiker, Lehrtherapeut und Supervisor